



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pröhle, Heinrich: Ein Wort für unsre Volksfeste.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

tonsurirte Pfaffen und 18 000 Nonnen. Bei so vielen Lehrern der reinsten Moral so viel Immoralität zu finden ist doch unglaublich. In keinem keiserlichen Lande ist das Volk so verderbt als in denen, wo die Kezerei noch gar keinen Eingang gefunden hat. Das erkläre mir der Cherub Don Calmet oder wer sonst Beruf dazu hat.

Die französischen Commissarien sind abgereist. Facault ist noch hier, ein gescheuter, stiller Mann, der wenig auskommt und, wie er behauptet, am Frieden mit dem Papst und der Republik arbeitet. In Rom ist es ganz stille und ruhig geworden, kein Mensch denkt mehr an Krieg. Das Publikum scheint die Gefahr vergessen zu haben. Es sind die Octobervilleggiaturen, alles geht spazieren und kann also an sonst nichts denken.

Wir arbeiten uns durch alles Sehenswerthe durch. Ein Engländer hier sagte jemandem: „Gottlob, heute Vormittag habe ich wieder eine Galerie und zwei Kirchen abgefertigt,“ und Stanislas Potofky hatte seinem Sohn alles gezeigt und fuhr ihn, weil ihnen gar nichts mehr übrig blieb, auf den Kirchhöfen herum. Der junge Mensch war aber auch so gelehrt geworden, daß er sich über die Frescogemälde in der Villa Bracciano äußerte, er halte sie nur für Copien. Der wird also nicht wie der Vater. Senfft wird als ein großer virtuoso wiederkommen. Er hat sogar Stunde im Zeichnen genommen, ist es aber bald überdrüssig geworden. Wir führen eine recht vernünftige Lebensart, pranziren um 6 und nehmen nur ein leichtes Frühstück um 12, das uns gar nicht in unsern Arbeiten stört. So sollte man in der ganzen Welt leben. Wir lesen jetzt Theocrit mit großem Vergnügen. Ich empfehle Ihnen Hylas, die Dioscoriden, den ganzen Theocrit, über alles aber Ihren Geföhr.

Rom d. 21. Octob. 1796.

(Schluß folgt.)



Ein Wort für unsre Volksfeste.



vor wenigen Tagen hat man in Bernau das vierhundertfünfzigjährige Jubiläum der Befreiung der Stadt von den Hussiten gefeiert. Am 12. Juli soll in Liegnitz das Mannsschießen erneuert werden, das seit 1870 eingegangen ist. Auch dieses war ein historisches Erinnerungsfest, welches sich in ein wirkliches Volksfest verwandelt hatte. Auch an manchen andern Orten scheint es sich gerade in diesem Jahre zu Gunsten der alten deutschen Volksgebräuche zu regen. So finden denn vielleicht die nachfolgenden Betrachtungen über dieselben freundliche Aufnahme und Beherzigung.

Die Sitten und Gebräuche im deutschen Volksleben beruhen auf Überlieferung aus dem deutschen Altertume. Sie haben Züge sowohl aus der heidnischen wie aus der christlichen Vorzeit aufbewahrt. Diese enthalten an und für sich schon manches, das uns jetzt befremdet, sind aber auch mit mancherlei

unschädlichem Übermüte aus neuerer Zeit verquickt worden. Infolge dessen sind solche Gebräuche in früherer Zeit vielfach von der Polizei verfolgt worden. So sind z. B. auf dem Oberharze noch in diesem Jahrhundert die Weihnachtsspiele, in denen sich ein unschätzbare Überrest des von Tacitus in der „Germania“ erwähnten Schwerttanzes der alten Deutschen gefunden hat, auf Befehl der hannöverschen Regierung unterdrückt worden.

Mit der Abschaffung der alten Bräuche, insbesondre der Volksfeste, verhält es sich aber wie mit der Ausrottung der Wälder. Der Boden, der sonst so knorrig und wurzelhaft war, wird dadurch allerdings geebnet. Aber mit dem feierlichen Dunkel der regen Zweige und Wipfel entschwindet auch so mancher Segen, der erst später erkannt wird. Vor allem läßt sich der Schmuck, welchen die Volksfeste dem Landleben bieten, durch nichts ersetzen. Ein Volksfest läßt sich ja nicht künstlich machen. Hier gilt das Wort eines Dichters von 1664:

Es gehöret mehr zum Tanze
Als nur ein paar rote Schuh.*)

Der erste, der entschieden für die deutschen Volksgebräuche Partei ergriff, war vor etwa vierzig Jahren Berthold Auerbach in der Dorfgeschichte „Befehlerles.“ Der Erfolg konnte aber nicht bedeutend sein. Die Behandlung des Stoffes war zwar vortrefflich, aber der Inhalt war nur für den politischen Erfolg der Tendenznovelle, nicht für die praktische Lösung der Frage nach der Berechtigung der Volksgebräuche glücklich gewählt. Wo bleibt das Forstgesetz, ja wo bleibt der Wald selbst, wenn jeder Bauer, wie die bei Auerbach, nicht anders als mit einem kleinen Handbeile in den Wald gehen will? Die advokatorische Geschicklichkeit, mit der Auerbach als süddeutscher Liberaler seine Sache führte, könnte dieselbe den Regierungen nicht angenehmer machen.

Indessen sollte zur Erhaltung der deutschen Volksgebräuche Hilfe kommen von einer Seite, von der sie nicht erwartet war. Viele Volksfitten lehnen sich in arabeskenartiger Verschlingung an den festlichen Jahresring der Kirche und an die religiösen Gebräuche an, die sich, wie die Hochzeit, auf die wechselnden Ereignisse des menschlichen Lebens beziehen. Selbst das einzige schöne Volksfest der Berliner (abgesehen von patriotischen Festen), der „Stralauer Fischzug,“ scheint eigentlich nur eine Art von weit nach Norden vorgehobener Kirmeß zu sein und ist jedenfalls nur der Überrest einer längst abgelösten Abgabe an den Pastor loci. Nun war zwar die Geistlichkeit in der Aufklärungsperiode den

*) Das ist sehr wahr. Lächerlich ist es, wenn, wie es z. B. in Leipzig geschieht, besetzte Festkomitees Sommerfeste arrangiren mit großem Aufwand von Männergesangvereinen, Militärmusikchören, Turngerät, Würfelbuden und Feuerwerk und dann in riesigen Plakaten an den Straßenecken gleich in der Überschrift das als „Volksstümliche Sommerfeste“ anpreisen. Auch die mit ähnlichen Ingredienzien inszenirte Sedanfeier heißt in Leipzig stets „Volksstümliche Sedanfeier.“ Als ob die Popularität sich arrangiren und kommandiren ließe! Volksfeste lassen sich so wenig machen wie Volkslieder und Volksmelodien; sie werden.
D. Red.

Volksfitten nicht gewogen gewesen, aber 1859 erschien bei Wilhelm Herz in Berlin ein Buch unter dem Titel „Kirchliche Sitten,“ worin die Volksgebräuche überhaupt der Schonung, und die vorzugsweise sogenannten „kirchlichen Sitten“ der liebevollsten Pflege empfohlen wurden. Und man kann wohl sagen, daß seit 1859 die veränderte Haltung der Geistlichkeit auch die Stellung der Polizei zur Volkssitte ganz anders gestaltet hat. Läßt sich doch oft die Grenze zwischen weltlichen und kirchlichen Sitten durchaus nicht scharf ziehen, und war doch in vielen Fällen das Einschreiten der Polizei gegen die Volkssitte nur durch die Geistlichkeit veranlaßt.

Indessen ist mir doch noch aus den letzten zehn Jahren ein Fall bekannt, in welchem die Polizei aus Unkenntnis der Sachlage einen Schritt gegen einen Volksgebrauch gethan hat. Wendische Frauen in einer Stadt der Lausitz umschwärmten in der Osternacht um Mitternacht Kirche und Pfarrhaus. Sie sangen schöne und eigentümliche, und zwar deutsche Lieder, die sich auf die Grablegung Christi bezogen, und erwarteten vom Pfarrhause aus Ansprache und Begrüßung durch den Oberprediger. Dieser selbst mochte wohl ein Verbot durch den Landrat veranlaßt haben, bewirkte aber bald darauf auf Zureden seiner Verwandten und Freunde auch wieder die Aufhebung des Verbotes. Am nächsten Osterfeste versammelten sich nun diese bei ihm und durchwachten die Osternacht. Aber obgleich dies keineswegs in dem lausitzischen Städtchen bekannt geworden war, so ließ sich doch keine einzige wendische Nachtigal bei der Kirche mehr hören, und keine einzige fromme Wendin versuchte mehr den Besuch der Frauen am Grabe Christi dramatisch darzustellen. Der Festgebrauch war durch das Verbot ein für allemal abgeschafft.

In einem zweiten mir bekannten Falle verbot ein wohlverdienter preussischer Bürgermeister, dem 1880 beim feierlichen Auszuge zum Schützenfeste leider kein Hoch gebracht worden war, 1881 den ganzen festlichen Auszug, auf welchem doch das volkstümliche Element des ganzen Schützenfestes vorzugsweise beruhte.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß in unsrer Zeit es nicht die aus der Vorzeit ererbten Volksfeste sind, welche zur Befriedigung einer ausschweifenden Vergnügungssucht dienen. So war z. B. noch vor dreißig bis vierzig Jahren der sogenannte Kleers, das Bogelschießen der Quedlinburger, ein Volksfest der Bürger im edelsten patriarchalischen Charakter, bei welchem die Patrizierfamilien noch in der Erbauung eigener Familienzelte auf einer städtischen Wiese für Reisen und Gasthofsleben einen Ersatz suchten. Für die ärmere Bevölkerung, die überhaupt nicht reisen kann, sind die Sommerfeste, deren es auch in der Mark viele gibt, geradezu ein gesellschaftliches Bedürfnis.

Die eigentlichen Volksfeste müssen von den politischen und patriotischen Festen wohl unterschieden werden. Jede Zeit hat ja ihre eignen politischen und patriotischen Feste, die dem Bewußtsein der Gegenwart entsprechen. Sie tragen einen allgemeinen Charakter. Sie gelten für alle Stände und Ortschaften eines Staates.

In der Regel haben diese patriotischen Feste zugleich etwas von dem Charakter eines Familienfestes. Ist doch z. B. der Geburtstag des Kaisers zugleich ein Familienfest im großen. Die Erfahrung lehrt, daß selbst die wichtigsten Schlacht-tage fast nur von den Zeitgenossen derselben und ihren Kindern gefeiert werden.

Das eigentliche Volksfest trägt keinen allgemeinen Charakter. Es ist lokalisiert, oft nur in den kleinsten Dörfern. Es hat keine politische Bedeutung und entspricht dem Zeitbewußtsein nicht. Selbst das patriotische Interesse, welches es uns einflößt, kann nur ein abgeleitetes sein. Da wir nämlich das deutsche Kaisertum erneuert haben, so müssen wir auch das deutsche Altertum hochhalten, aus dem ebensowohl das deutsche Kaisertum als die deutschen Volksfeste erwachsen sind. In unsern Volksfesten sind uns keine schlechten Reste des deutschen Altertums erhalten. Die tiefe Poesie der deutschen Rechtsaltertümer, die Frische des Bauernstandes weht uns daraus entgegen.

Die Zeit der schönen Volksfeste des Jahres beginnt mit Pfingsten. Die sinreiche Feier des Frühlings reicht aber nordwärts in Deutschland nur noch bis an den Kyffhäuser und eine Meile über denselben hinaus. Dort befindet sich ein Berg, der rings von höheren Bergen umgrenzt und versteckt ist. Die letzteren sind zum Teil mit Holz bewachsen, zum Teil wie aus schroffen Felsenmassen in den sonderbarsten Gruppierungen aufgethürmt. Nur auf einer Seite bietet eine Schlucht, die zwischen den Bergen sich öffnet, eine freiere Aussicht dar über einen ziemlich eng beschränkten Strich quer durch die goldne Aue, der am Ende des Horizontes im Süden durch den Kyffhäuserberg begrenzt wird. Auf jenem Berge hatten die Herren von Questenberg, deren Namen durch Schillers Wallenstein fortlebt, ihre Burg erbaut. Nur ein kleines, schmales Thal trennt die Ruinen Questenbergs von einem höheren kahlen Berge. Hier erschallen Trompeten und Hörner, wenn am dritten Pfingstmorgen die Sonne aufgeht. In manchen Jahren wird noch ein ungeheurer Eichbaum von den Männern des zwischen beiden Bergen liegenden Dorfes Questenberg mit bloßen Händen den Berg hinaufgewälzt. Oben auf dem Gipfel des Berges wird dann der Baum mit den Händen aufgerichtet oder doch wenigstens mit einem Kranze von Baumzweigen geschmückt, der einem Wagenrade gleicht und an einem Querbalken befestigt ist. Wenn der neue Kranz der Morgen Sonne entgegenschaut, ruft alles: „Die Queste hängt!“ Man tanzt einige Stunden um den Baum und holt im festlichen Zuge den Prediger zu einem eignen Gottesdienste ab.*) Eine Sage, die aber erst nach dem sächsischen Prinzenraube entstanden sein kann und einem Ritter von Questenberg ein verirrtes Töchterlein durch einen Köhler mit einer solchen ungeheuren „Queste“ wieder zuführen läßt, sucht zu gleicher Zeit den Namen Questenberg und den Tanz um die bekränzte Eiche zu erklären. Jakob Grimm sah in dem Ausrufe „Die Queste hängt!“ beim Beginne des Tanzes um die Eiche einen Nachhall des deutschen Heidentumes.

Der Gebrauch ist wie gewöhnlich dunkel. Aber er zeigt uns noch das treue deutsche Bauerngemüt in seiner Einfalt und in seiner Freude. Für uns aber mag die zu Pfingsten auf deutschen Höhen aufgerichtete und bekränzte Eiche ein Symbol sein der Liebe und Treue gegen die Gebräuche des deutschen Altertums überhaupt. Möchten sich wohlgefimte Männer im deutschen Reiche immer mehr zu ihrem Schutze verbinden!

Berlin.

Heinrich Pröhle.

*) Vergl. Otmars Volksagen. Bremen, 1800. S. 123—130.